

## Eins

Gut möglich, dass ich mich täuschte. Wenn man nach innerer Uhr morgens um drei aus dem Flugzeug gestiegen ist, sind weder die Reflexe noch die Augen besonders scharf. Und der Schatten, der über das Gesicht des Concierge huschte, war auch so schnell wieder verschwunden, wie er erschienen war. Aber einen Augenblick lang schien sich ein Fenster in seine Seele zu öffnen und den Blick freizugeben in ein rabschwarzes Loch.

Wie gesagt, es kann auch eine optische Täuschung gewesen sein. Was immer es war, der Mann an der Rezeption hatte sein Mienenspiel wieder rasch unter Kontrolle. Neutral, unverbindlich, ein wenig ölig – wie man es Hotelpersonal auf der ganzen Welt beibringt.

»Sie haben Zimmer 23, wir wünschen Ihnen einen schönen Aufenthalt.«

Der Schlüssel, den er über den Tresen schob, war an einem Anhänger befestigt, den man heutzutage durch keine Sicherheitskontrolle mehr bringen würde. Von Form und Gewicht her erinnerte er an eine Waffe, die ein englischer Infanterist in die Schlacht von Agincourt schleppte. Elektronische Schlösser mit Schlüsseln im Scheckkartenformat hatten das »Kingston Royal Arms« offensichtlich noch nicht erreicht.

Als Journalist ist man ja stets vorbereitet, auf kleine, vermeintlich unwichtige Indizien zu achten. Das haben wir, wenn wir uns bei dieser Gelegenheit mal selber schmeicheln wollen, mit Detektiven gemein. Aus dem ungeschlachten Schlüsselanhänger deduzierte ich mit Sherlock-Holmes'schem Scharfsinn, dass unser Hotel nicht unbedingt an der vordersten Front modernen Hotelmanagements anzusiedeln war. Konkret würde dies bedeuten, dass die Fernbedienung und der Flaschenöffner vermutlich an einem schweren Möbelstück angekettet und die Drahtbügel im Schrank mit der Kleiderstange verschweißt sein würden.

Ich wog den Schlüssel in der Hand und sah den Mann hinterm Tresen fragend an.

»Ach ja, Ihr Zimmer. Ganz leicht zu finden. Gehen Sie die Treppe hinauf und dann gleich links. Beim Feuermelder ist rechts eine Tür, die nehmen Sie nicht. Halten Sie sich halblinks, drei Stufen hinunter und dann vier wieder nach oben. Dann gehen Sie immer rechts. Wenn Sie aus dem Fenster links den Innenhof sehen, liegen Sie falsch. Kehren Sie um, und versuchen Sie es noch einmal. Irgendwann kommen Sie zu einer massiven Stahltür mit der Aufschrift ›Notausgang, nur in Notfällen benutzen‹. Da gehen Sie durch, und dann noch zweimal links und einmal rechts. Da ist dann schon Ihr Zimmer.«

Ich sah meine Familie an, die ebenso erwartungsvoll dreinschaute. Frau und Tochter hatten gar nicht erst zugehört. Sie verließen sich, wie in solchen Fällen üblich, auf mich. Ein derartig blindes Vertrauen mag zwar grundsätzlich schmeichelhaft sein; im Laufe der Jahre nutzt sich die Ehre allerdings rasch ab.

»Tut mir leid, dass wir niemanden haben, der Ihnen mit dem Gepäck hilft«, sagte der Concierge ohne eine Spur von Bedauern, als ich mir die Laptoptasche über die Schulter hängte, den Schlüssel zwischen die Zähne steckte und in jede Hand zwei Taschen nahm. »Aber heute ist Mittwoch, wissen Sie.«

Nur der Schlüssel im Mund hinderte mich, ihn nach dem Zusammenhang zwischen dem Wochentag und der Abwesenheit eines Trägers zu fragen. Aber da hörte ich schon die zischende Stimme meiner Frau.

»Ich habe dir doch gleich gesagt, dass wir einen Tag später fliegen sollen.«

Viele Ehen sind schon dadurch gerettet worden, dass einer der Partner wegen eines vollen Mundes nicht sprechen konnte.

Schweigend, aber nicht ohne Hoffnung, machten wir uns auf den Weg. Als wir eine halbe Stunde später schwitzend und leicht schwindlig wieder in der Lobby standen, fühlten wir uns wie Indiana Jones, als er nach der Fahrt durchs Höhlenlabyrinth zum ersten Mal wieder Sonnenlicht sieht. Stöhnend ließ ich Taschen und Koffer aus den Händen fallen, spuckte den Schlüssel aus, lehnte mich an den Tresen und fragte, ob man uns beim nächsten Versuch vielleicht ein Wollknäuel oder ersatzweise ein Säckchen mit Kieselsteinen mitgeben könnte. Um ein Satellitennavigationssystem zu bitten erschien mir, angesichts des Eindrucks, den das ehrwürdige Gebäude auf uns gemacht hatte, dann doch ein wenig zu vermessen.

Natürlich formulierte ich es nicht ganz so drastisch. Briten – so viel hatte ich schon gelernt – beschweren sich nicht, jedenfalls nicht offen und direkt. Das gilt als unhöflich, vulgär, als schlechter Stil. Als deutsch

eben. Stattdessen nimmt ein Brite, anstatt zu klagen und zu poltern, für alle Pannen und Missgeschicke die Verantwortung erst einmal auf sich. Zumindest gibt er es vor. Dieses Verhalten hat den Vorteil, dass es das Getriebe gesellschaftlichen Zusammenlebens ölt und hässliche Konfrontationen oft schon im Keim erstickt. Der Nachteil liegt darin, dass damit die Panne, der Anlass der Verstimmung, um die es geht, eher selten behoben wird.

»Es scheint, als ob wir zu beschränkt wären, Ihrer luziden Wegbeschreibung zu folgen und unser Zimmer zu finden«, hob ich an. »Es tut uns ganz schrecklich leid, Sie abermals mit unserer Anwesenheit und unseren aufdringlichen Fragen zu belästigen, aber wären Sie so gut, uns noch einmal in den Genuss Ihrer Erklärung kommen zu lassen.«

So macht man das formvollendet. Neuankömmlingen gehen solche Töne der Selbstkritik, die sich an Geständnisse in stalinistischen Schauprozessen anlehnen, nicht sofort flüssig und glaubhaft von den Lippen. Auch nach vielen Jahren im Land kostet es Überwindung, sich – sagen wir mal – vor Vertretern von British Airways in den Staub des Flughafent Teppichbodens zu werfen und sich zerknirscht dafür zu entschuldigen, dass der Koffer auf dem kurzen Flug von London nach Belfast verschwunden ist. »Ich hätte besser auf ihn achtgeben sollen, ihn beim Einchecken nicht aus den Augen lassen dürfen«, wäre eine gute Formulierung, mit der man diese Beschwerde vorbringen könnte.

Nur böswillige Fremde würden diese ausgesuchte Höflichkeit als Feigheit interpretieren. Und es stimmt ja nicht, dass Briten sich nicht beklagen würden. Gäste in einem Restaurant beispielsweise hätten überhaupt

keine Bedenken, an Speisen und Getränken herumzumäkeln. Sie tun es ausführlich und mit Genuss, nur eben so höflich und dezent, dass kein Dritter es mitbekommt. Fragt dann der Kellner, wie es schmeckt, hat man seinen Ärger schon ventiliert und kann mit süß-saurem Lächeln zu Protokoll geben, dass alles »lovely« und »delicious« sei.

Glaubwürdig muss man dabei nicht aussehen. Man ist im Restaurant und nicht beim Vorsprechen auf der Bühne. Lässt sich der Ekel in den Gesichtszügen überhaupt nicht mehr verbergen, dann lade man alle Schuld am lausigen Essen mannhaft auf sich:

»Es tut mir schrecklich leid, aber meine Geschmacksknospen scheinen heute nicht im gewohnten Maße dazu in der Lage zu sein, vollständig die hervorragende Suppe wertzuschätzen, die Sie uns freundlicherweise kredenzt haben. Wissen Sie, ich komme aus ... (hier eine möglichst exotische Nationalität einfügen), und in meinem Land haben wir die grässliche Angewohnheit, unseren Mund regelmäßig mit reichlich Salz (ersatzweise kann man auch Knoblauch oder Chili-Schoten erwähnen) auszuwaschen. Es kann daher geschehen, dass ich derart leichtfertig und unbesonnen den Geschmack dieser kulinarischen Kreation ruiniert habe.« Das funktioniert so gut wie immer.

Auch der Empfangschef an der Rezeption des »Kingston Royal Arms« verzieh uns nicht nur großzügig unsere Beschränktheit, er erbot sich sogar, uns diesmal selbst aufs Zimmer zu begleiten. »Es ist ganz einfach«, versicherte er und blickte uns dabei so mit-leidvoll an wie ein Vorschullehrer, dessen Problem-kind noch immer versucht, runde Stöckchen in dreieckige Löcher zu stopfen. Tatsächlich fanden wir mit

seiner Hilfe ins Zimmer. Merkwürdig war nur, dass wir den Empfangsherrn nie mehr wiedersahen, nachdem er uns an der Tür verabschiedet hatte. Tochter Julia glaubte ihn Tage später einmal spätabends murmelnd und mit suchendem Blick in einem entlegenen Korridor gesehen zu haben. Vielleicht erklärt dies ja mutmaßliche Sichtungen von Geistern in alten englischen Country-Hotels. Demnach würde es sich bei solchen Erscheinungen in Wirklichkeit um Gäste oder Personal handeln. Irgendwann haben sie sich verlaufen und sind nun nach Art eines an Land gespülten Fliegenden Holländers dazu verurteilt, Gänge und Treppen zu durchstreifen und sich mit dem Instant-Kaffee und den mürben Keksen am Leben zu erhalten, die in den Zimmern ausliegen.

Wir hatten ein Doppelzimmer mit Zusatzbett bestellt und auch bekommen. Womit wir nicht gerechnet hatten, war, dass sich außer den drei Betten, einem Schreibtisch und einem Stuhl keine weiteren Möbelstücke in dem Raum befanden. Irgendwie war das klug, denn sie hätten nicht mehr hineingepasst.

»Okay«, meinte meine Frau Katja, praktisch und zupackend wie immer. »Entweder wir legen die Koffer auf die Betten und schlafen auf dem Parkplatz. Oder wir legen uns aufs Bett und pfeifen aufs Gepäck.«

Ein herbeitelefonierter Hotelangestellter sah uns misstrauisch an. »Sie wollten doch ein Dreibettzimmer«, meinte er, ohne sich zu bemühen, den leisen Vorwurf in seiner Stimme zu unterdrücken. »Und das ist ein Dreibettzimmer.«

Er deutete mit dem Zeigefinger auf die Schlafstätten und zählte: »Eins, zwei, drei.«

Viele Briten sind der Ansicht, dass Ausländer ein

bisschen begriffsstutzig sind. Das wird uns nicht als eigenes Verschulden angekreidet, schließlich kann nicht jeder das Glück haben, auf diesen Inseln geboren zu sein. Cecil Rhodes, der im Auftrag der Krone (und für die eigene Brieftasche) wilde Volksstämme in Afrika unterwarf, hielt einmal fest: »Als Engländer geboren zu sein bedeutet, in der Lotterie des Lebens den Haupttreffer gezogen zu haben. Frag irgendjemanden, welche Nationalität er am liebsten hätte, und neunundneunzig von hundert würden antworten, dass sie es vorzögen, Engländer zu sein.«

Weniger großmäulig, aber nicht weniger überzeugend klang das in einem Propagandafilm, mit dem die britische Regierung die Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg auf eine deutsche Invasion einstimmen und ihr zugleich die Angst vor den Besatzern nehmen wollte. Der Film enthielt den tröstlichen Hinweis: »Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass ein britisches Hirn schneller und flexibler arbeitet als ein deutsches.«

Heute würde man das nur noch klammheimlich denken, aber nicht mehr so deutlich aussprechen. Denn seit dem Krieg hat das britische Selbstbewusstsein derart viele Dellen, Schrammen und Kratzer abbekommen, dass es eher an ein Stockcar-Auto nach einem verlorenen Rennen erinnert als an eine auf Hochglanz polierte Limousine der Nobelmarke Rolls-Royce – die ja, my goodness, auch schon von Deutschen gekauft worden ist. Was die nationale Identität der Briten betrifft, so scheint sie mehr und mehr dem Wetter auf den Britischen Inseln zu ähneln: Jeder redet darüber, aber keiner kann etwas daran ändern. Und so wie das Wetter ist auch diese Identität oft so lauwarm, dass es schwierig wird, beides griffig zu beschreiben.